

theaterTag

Täglich erscheinende Festivalzeitung der
Theatertage Europäischer Kulturen in Paderborn

Ausgabe Nr. 2

1.7.2016

Theatertage
Europäischer
Kulturen

für Freie und
nichtprofessionelle Gruppen

29. Juni - 3. Juli 2016
in Paderborn



Die Zutaten eines Lebens

„Die Kartoffelsuppe“: Ein Erzähltheatersolo für alle ab 6 Jahre

Wäre Theater doch immer so sinnlich und mehrdeutig, dass es großen Appetit auf das Leben macht. Die Mission der Protagonistin, der Köchin Charlotte (Kerstin Plewa-Brodam) ist es, beim Kochen einer Kartoffelsuppe über gesundes Essen zu informieren. Dabei ist sie nicht nur eine Artistin des Kochlöffels, die Kartoffelsuppe wird live zubereitet, sondern auch eine Expertin in Sachen Ernährung und Lebensweisheiten. Das wirkt anfangs neben all den auf den Tischen verteilten Kochutensilien und den über die Leine gehängten Küchentüchern wie eine Mischung aus TV-Kochstudio und Peter Lustigs „Löwenzahn“. Etwa, wenn Fragen über die Bedeutung gesunder Ernährung, die Funktion einzelner Proteine und Mineralstoffe für den Körper erklärt werden oder das junge Publikum animiert wird mitzuraten, welche Zutaten da gerade vor seinen Augen in den Kochtopf getan werden. Um das Rezept schon mal vorab zu preiszugeben: Man nehme Zwiebel, Gemüsebrühe, Salz, Pfeffer, Rettich, Sellerie, Stangenbohnen, Kohlrabi, Möhren, Zucchini, Porree und natürlich, Kartoffeln.

Während der Kessel allmählich zu dampfen beginnt, erinnert sich Charlotte an die Geschichte ihrer Oma Lene, die als junges Kind ein Ferkel geschenkt bekam, das sie Frieda nannte.

Allmählich verwandelt sich dabei das Küchenstudio in einen Ort, in dem die Dinge mit Leben und neuen Bedeutungen versehen werden, die weit über den Tellerrand des eigentlichen Sujets hinausragen: Sie werden Bestandteil der Geschichte um Lene.

Eine Kartoffel wird zum Schwein Frieda, eine Stangen-

bohne zur Zigarette ihres Vaters Karl und ein Gefäß voller Zwiebelschalen zur Kiste mit Stroh, in dem das Ferkel Frieda schläft. Und während Frieda wächst und bald zum vollwertigen Spielkameraden Lenes wird, bricht vorerst (noch) irgendwo da draußen der Krieg aus. „Warum kommt denn der Krieg?“, fragt Lene, kurz nachdem ihr Onkel Peter auf dem Schlachtfeld gestorben ist. „Weil man ihn ruft“, erwidert ihr Vater. „Ich rufe ihn nicht. Er

Behältnisse in einer Schüssel, der Dampf aus dem Topf als Qualm eines Feuers oder der Hutschmuck von Lenes Tante durch, mit Gemüse drapierte, Pfeffer- und Salzstreuerhauben. Stark ist es, wie die Schauspielerin Kerstin Plewa-Brodam die einzelnen Charaktere durch Stimmenlage, Blickrichtung, Haltung und teilweise regionalen Tonfall (den rheinischen Dialekt der Großmutter Lenes oder den rüden Ton des Scherenschleifers)



darf nicht ins Haus!“, beschließt Lene. Doch der Krieg kommt schließlich auch zu ihnen, führt zur Flucht der Familie, zum Verlust ihres Viehs, zu Bombenangriffen, Zerstörung und vor allem, drohender Hungersnot. Der Kessel dampft weiter und die Geschichte nimmt ihren dramatischen Lauf. Auch hier werden Dinge der Küche spielerisch mit neuen Bedeutungen versehen: wie etwas das Marschieren der Soldaten durch einen schepfernden Besteckkasten, die Trümmerbeseitigung durch das Zusammenstellen verschiedener

voneinander absetzt. Und berührend ist, wie es ihr gelingt, zwischen den Stimmungen des Stückes, der Koch- und Großmuttergeschichte, zu wechseln und an dramatisch passenden Stellen abubrechen und Dinge oft nur durch Skizzen zu verdeutlichen. So wird die Darstellung einer Szene im Keller während eines Bombenangriffs lediglich durch ein Ducken auf den Stuhl statt durch laute Granatengeräusche verdeutlicht. Und das Gespräch zwischen Lene und ihrer Mutter, die ihr mit-

Höhepunkt der Hungersnot) aus Frieda geworden ist, wird nur durch einen Blick, eine Miene der Darstellerin Plewa-Brodam aufgelöst, die das ganze Ausmaß dieser Nachricht beschreibt ohne es erzählen zu müssen.

Die Zutaten dieses kurzweiligen Erzählstückes, das der Regisseur Stephan Rumphorst, nach einer Vorlage von Marcel Cremer und Helga Schaus, an der Studio-Bühne Essen zusammen mit seiner wandlungsfähigen Darstellerin entwickelt hat, sind Koch- und Ernährungstipps, gepaart mit ein paar Brocken Weisheit, etwas Trauer, vieler Brisen Humor, Spannung, befeuert durch eine Sinnlichkeit, die die Darstellerin gleichsam von Kopf bis Schürze verkörpert ohne dabei je in das Klischee der tüchtigen Hausfrau am Herd zu verfallen, die diese Inszenierung zu einem vollwertigen Genuss werden lassen. Dabei verleihen die vielen Requisiten, die die Geschichte in der Geschichte verdeutlichen, eine zusätzliche Sinnlichkeit, so dass plötzlich auch die Vergangenheit lebendig und fühlbar erscheint.

Nicht zuletzt macht dieses Stück Theater in seiner ursprünglichen Bedeutung erfahrbar: nämlich als direkte Interaktion zwischen Akteur und den, vor allem, jungen Zuschauern, die sich durch Stichworte oder Einwurfe einbringen, etwa, wenn ein junger Zuschauer moniert, das die Zutat Salz doch ungesund sei oder ein anderer am Ende der Geschichte fragt: „Wie geht es weiter?“ Ja, und wie geht es weiter? Auf der Bühne: nach der Vorstellung, wenn die Zutaten beäugt, an der Suppe geschnuppert und davon gekostet wird, dann sind Bühne und Zuschauersaal endgültig eins geworden. dl

Die Duftsammlerin

Ein Theatersolo ab 6 Jahren über eine wunderbare Großmutter und die Welt der Düfte

Auf der Bühne erscheint eine schöne junge Frau, mit blonden Locken und romantisch, verspieltem Blumenkranz im Haar. Sie wendet sich direkt an das Publikum, fragt mit freundlicher Stimme, was denn wohl nach dem Himmel kommt? Oder hinter den Sternen? Gibt es noch andere Welten und dort auch Menschen? Und was essen diese Menschen?



So gelingt es ihr von Anfang an, das Publikum mitzunehmen, weg aus der Realität und dem Alltag. Zuerst lockt sie Groß und Klein weit hinaus in das Weltall, dann nimmt sie uns mit zu Ihrer Großmutter, die seit einem Jahr ihre Wohnung nicht mehr verlassen hat.

Vera Swenshon ist in diesem Theatersolo nicht nur die sechsjährige Tishina, sie ist auch die alte, weise Großmutter des Mädchens und man nimmt ihr beides ab. Man ist verzaubert, nicht nur von dem quirligen kleinen Mädchen, sondern auch von der weisen, lebensklugen Großmutter. Die sitzt auf dem Balkon, schnuppert am Basilikum, schließt die Augen und reist. „Wenn ein Duft vorbei zieht, steig ein und lass dich davontragen!“, lädt sie die Enkelin ein, mitzureisen. Die ist, wie es sich für eine Sechsjährige gehört, ungeduldig und folgt dem erstbesten Geruch, dem eines Misthaufens. „Geduld“, mahnt die Großmutter freundlich, „nimm nicht den erstbesten Geruch!“ So viele Entscheidungen gilt es im Leben zu treffen, bei denen man vielleicht auch nicht immer die erstbeste wählen sollte...

Und dann erschnuppert Tishina tatsächlich einen Duft, bei dem es sich lohnt, mitzureisen. Er

riecht nach Salz, Frische und Meer. Plötzlich befinden wir uns auf einem Schiff mit Tishina als Piratenkönigin. Es ist windstill, aber etwas stimmt hier nicht, atemloses Abwarten. Als Tishina niesen muss, taucht aus den dunklen Tiefen des Meeres der Ozeanriese auf, der König der Fische. Das Publikum bangt mit, als er Tishina angreift, ihr die Nase zuhält und sie beschimpft,

weil sie gewagt hat, ihn aus seinem Schlaf zu wecken. Das Publikum atmet erleichtert auf, als sie in den Armen der Großmutter wieder zu sich kommt.

Die Großmutter trägt in sich einen Schatz von poetisch schönen, fast märchenhaften Geschichten, die sie der Enkelin erzählt und ihr so mit auf den Lebensweg gibt. Da ist zum Beispiel die Geschichte von den beiden Brüdern, Duft und Atem, die lange Zeit durch die Welt reisen und schließlich, durch die Nasenlöcher, zum Herz eines Menschen gelangen, im dunklen Inneren seines Körpers. Das Herz, das eigentlich voller Lust und schöner Melodien ist, ist traurig und einsam, weil es schon seit Ewigkeiten so abgeschnitten von der Welt ist. Also beschließen die beiden Brüder wieder hinaus zu fliegen, um von draußen dem einsamen, traurigen Herzen die Welt mit hereinzubringen.

Ein berührendes Gleichnis dafür, dass das Herz ohne die Bewegung des Atems und die vielfältigen Düfte des Lebens verkümmert und verstummt. Das Stück reißt mit und zwar Jung und Alt. Als die Großmutter erzählt, dass man den ganz persönlichen Duft eines Menschen in dessen Armbeuge findet, wandern etliche

Kinderarmbeugen zu ihren Nasen, um diese Aussage gleich zu testen. Ich bin mir ziemlich sicher, dass manch einer der erwachsenen Zuschauer dies später, in einem unbeobachteten Moment, auch ausprobieren wird...

Während die Enkeltochter auf der Bühne zufrieden ihren eigenen lieblichen Duft entdeckt, bemerkt sie, dass die Großmutter irgendwie sauer riecht, nach altem Käse. Das, so sagt die Großmutter, liege daran, dass ein Mensch im Laufe seines Lebens viele tausend Düfte aus Erfahrungen und Erlebnissen in sich sammelt, und dass er diese am Ende seines Lebens, zurücklässt, wenn die Seele sich bereit macht, in den Himmel aufzusteigen. Übrig bleibe nur der Geruch nach Milch, den man ganz am Anfang seines Lebens in sich aufgenommen hat. Und weil eben diese Milch schon so alt ist, rieche sie sauer.

Dann will die Großmutter das

Bett nicht mehr verlassen und schließlich begibt sie sich auf ihre letzte Reise, die Reise zu den Sternen, auf der Tishina sie nicht begleiten kann. „Alles hat seine Zeit,“ sagt die Großmutter, „und wenn deine Zeit kommt, dann wirst auch du zu den Sternen reisen und dann kannst du mich besuchen.“

Als die Großmutter nicht mehr da ist, ist Tishina traurig. Aber da diese ihr mit all den Geschichten und ihrer Sicht auf die Welt ein wunderbares Geschenk hinterlassen hat, hält diese Traurigkeit nicht lange an. Am Ende erhalten die kleinen Zuschauer zur Erinnerung - und gewissermaßen als „Brücke“ zur eigenen Nase - ein eigenes kleines Dufttütchen, das sie mit nach Hause nehmen dürfen. Glücklicherweise verlässt man die Vorstellung und würde eigentlich jedem Menschenkind eine solche weise und liebevolle Großmutter wünschen. *kr*

Die Freude am Leben

Jugendliche erzählen im Stück "Deine Welt" von Flüchtlings-Schicksalen und gleichzeitig davon, sich nicht den Spaß am Leben nehmen zu lassen

Beim Einlass sitzen alle zehn Jugendlichen an einem Tisch, vier Mädchen aus Marburg und sechs Jungs aus Eritrea. Sie schneiden Gemüse, im Radio läuft Musik - eine Gemeinschaft aus Freunden, die zusammen kochen.

Die Aufführung ist eine Collage aus Choreografien, Erzählungen, Stimmungen. Es wird gesungen, es werden Spiele gespielt. Die Lebenswelt der Jugendlichen soll so wiedergegeben werden. Was anfangs chaotisch wirkt, ist doch clever inszeniert und zieht einen immer stärker in den Bann. Die Darsteller bleiben authentisch, schließlich haben sie auch die Ideen geliefert und das Stück selbst gestaltet. Es macht Spaß, ihnen dabei zuzusehen, wie sie im Scheinwerferlicht agieren.

Dazu wird alles, was auf der Bühne geschieht, mit einer Live Cam auf die Wand projiziert - durch einen Effekt zur weißen Kontur oder Strichzeichnung verfremdet. Auf dem Boden zeichnen die Darsteller mit wei-

ßer Kreide ebenfalls Konturen auf. Wege und Grenzen werden markiert und verbinden sich so mit den Konturen an der Wand. Bevor es richtig losgeht, spielen die Darsteller ein Spiel. Ein Abzählreim macht die Jugendlichen "gesund", doch ein Fänger sorgt dafür, dass sie langsam werden und keine Kraft mehr haben. Damit beginnt die Flucht. Eines der Mädchen muss über die Körper der anderen klettern und einen Weg finden, um wieder stark zu werden.

Und hier kommt die Idee des Stückes auf, die Situation umzudrehen, die Seiten zu vertauschen. Nicht die geflüchteten Jungs sondern die Mädchen aus Deutschland sind es, die ihre Heimat verlassen müssen. Sie brechen auf, um nach Eritrea in die Freiheit zu gelangen. Gemeinsam besprechen sie, wie sie es am besten anstellen sollen. Dabei sind die Jungs diejenigen, die Tipps geben. Besser keine schwarze Regenjacke mitnehmen wegen der Sonne;

wo kann man das Geld verstecken, in den Haaren, den Schuhen?

Zwischendurch treten aber auch die Jungs ans Mikro und erzählen ganz persönliche Geschichten. Sie stellen einen Gegenstand vor, der ihnen wichtig ist. Dabei entstehen fast beiläufig bewegende Momente, in denen deutlich wird, welchen Verlust und welche Entbehrungen hinter ihnen liegen.

Doch das Stück verharret nicht im Leid - im Gegenteil. Das Bild wechselt und der Pop-Song "Words Don't Come Easy" wird mit Energie und Lebensfreude playback gesungen. Was als Kommentar zu Sprachschwierigkeiten aufgefasst werden kann, ist ein Ausdruck dafür, sich nicht den Spaß daran nehmen zu lassen, das Leben zu genießen.

Auch später, wenn Ed Sheeran's

"I See Fire" rezitiert wird, ein Song, der von Tod und Verderben handelt, werden beide Welten sichtbar, die westliche



Pop-Kultur und die Realität von Flucht und Vertreibung. Wenn alle Jugendlichen das Lied gemeinsam singen, während Rauch über die Bühne steigt, lachen die Mädchen - vielleicht

aus Verlegenheit, doch in den Gesichtern der Jungs spiegelt sich eine Ernsthaftigkeit wider, die nachdenklich macht.

Die Jugendlichen haben alles selbst erarbeitet. Sogar ein Lied wurde selbstgeschrieben. Auch die Fotos, die als schnelles Bilderkarussell das Stück in kleine Kapitel einteilt, sind selbst ge-

schossen.

Ganz am Ende wird dann das Essen serviert, das die Jugendlichen beim Einlass vorbereitet haben. Das ganze Publikum wird eingeladen, auf die Bühne zu kommen und mitzuessen. Theater und Wirklichkeit werden eins - und die Leichtigkeit der Jugendlichen schwappt auf die Zuschauer über. Plötzlich finden sich alle auf Sitzkissen nebeneinander wieder, jeder mit einem Teller in der Hand und die Grenzen sind verschwunden. Ein schöneres Bild für Gemeinschaft gibt es nicht.

Auf den T-Shirts der Darsteller sind Superhelden wie Spider-Man, Batman oder Rambo aufgedruckt, doch eigentlich sind sie selbst die wahren Helden, die den Weg nach Deutschland geschafft haben... und an diejenigen erinnern, die zurückbleiben mussten. *db*

Happy Deathday to you

„The Deathday Gift“ des Stadttheaters Bolnisi/Georgien

Etwas kafkaesk mutet das Bühnenbild an: Es besteht aus gespannten Netzen alias vier Gefängniszellen. Hinter denen befinden sich Vater, Mutter, Sohn und Tochter, verstrickt in Handlungen, in denen sie sich scheinbar unheilvoll verfangen haben und hierherkamen. Das Stück ist auf georgisch, man kann sich also gänzlich auf Spiel, Gestik, Mimik, Musik und das sehr reduzierte, nur aus den Netzen und einer Art Holzschmel befindliche, Bühnenbild der Inszenierung von Zurab Khvedelidze konzentrieren. Theater als unmittelbar sinnlicher Ur-schrei sozusagen. Und Schreie gibt es einige in diesem Stück des Autors Alex Chigvinadze, das in deutscher Übersetzung den etwas makaberen Titel trägt: „Ein Geschenk am Todestag“.

Nach und nach treten die einzelnen Familienmitglieder hervor und stellen ihr Verbrechen dar: Eine minderjährige Tochter wird aufgrund von Drogenhandel, durch den zwei Menschen umgekommen sein sollen, zum Tode verurteilt. Bei ihrem nächsten Geburtstag, dem achtzehnten, soll das Urteil vollzogen werden. Weitere Anklagen: Der Vater, ein athletischer Schauspieler, hat seinen Regisseur ermordet, die gehörlose Mutter beging mit einer Schreiftafel einen Banküberfall und der Sohn soll einen

Richter zusammengeschlagen haben, der für das ungerechte System steht, das die Familie gefangen hält.

Das Wenigste des Inhalts wäre ohne die Vorabbeschreibung zu verstehen: einzig verdeutlicht der Vater sein Vergehen, in dem seine Hand die Form einer Waffe annimmt, mit der er gemordet hat oder die Mutter ihre Schreiftafel fast wie ein Stigma mit sich herumträgt.

Das Ensemble spielt mit großen Gesten und leidenschaftlichem,



durchaus theatralisch wirkendem Einsatz. Die Darstellung wirkt direkt und körperlich, oft in der Schwebe zum Ausbruch einer, wie auch immer gearteten, Gewalt. Eine Familie kann man sich eben nicht aussuchen. Man ist mit ihr, wie hier, auf engem Raum gefangen: verdeutlicht zudem durch die Häftlingsnum-

mern, die lediglich Variablen gleicher Zahlen sind - ob 534 oder 453. Oder die Sträflingskleidung in grünen oder blauen Latzhosen.

Das Stück weist eine kapitelartige Grundstruktur auf. Szenen werden durch einen Black und pathetisch wirkende klassische Musikeinlagen unterbrochen. Diese Erhabenheit der Musik widerspiegelt durchaus das Kämpferische, das, bis auf die fast stumme Mutter, allen Familienmitgliedern innewohnt und

mit der ernüchternden, dunklen und uneinsehbaren Gefängnis-höhle, in der sich die Figuren befinden, kontrastiert. Die Familie scheint sich in einer beinahe autarken Situation der Selbstorganisation überlassen zu seine, die jedoch in regelmäßigen Abständen durch lautes Pochen und den kurz darauf

erfolgenden Eintritt des Wächters unterbrochen wird. Mit einem Knüppel bewaffnet führt er am Morgen eine Leibesvisitation durch. Wer sich widersetzt wird mit Schlägen bestraft. Bei der Tochter jedoch steckt der Wächter das Schlaginstrument ein und befühlt die junge Frau mit den roten Haaren fast zärtlich, bevor er sie schließlich mit seinem Stab in die Mitte der Bühne hin zum Schemel dirigiert und dort vergewaltigt. Ausgerechnet dieser Schemel wird im Laufe des weiteren Stücks als Ort etabliert, an dem die Familie zusammen kommt, an dem sie ihre Mahlzeit einnimmt, an dem sie momentlang zusammenhält und an dem sie zum Ende, mit Kerze und winzigem Geschenk, eine kleine Geburtstagsfeier vollzieht: „Happy Deathday!“

Es gibt wenige Szenen, die aus diesem Gefängnisalltag ausbrechen: wenn sowohl der Sohn als auch die Tochter, unter der Aufsicht des Wärters, mit einem (roten!) Telefon hinaus telefonieren und in ihrem Blick durch das Gitter oder Glas, das sie von dem Draußen trennt, momentlang eine Sehnsucht, aber auch Trauer und Angst aufscheinen, erhalten diese Momente, als wenige in diesem Stück, wirkliche Emotionalität. Ist es der Blick in den Spiegel und die

Einsicht in die eigene dunkle Seite? Oder ist es die Grenze zwischen Drinnen und Draußen, Kerker und Freiheit, die die angegedeutete Trennwand oder Glas-scheibe symbolisiert?

Generell wäre zu klären, ob die Verbrechen individuell bedingt sind oder das Gesellschaftssystem, das hier bis auf den Wächter mit unheimlicher Abwesenheit glänzt, die Verbrechen erst hervorbringt? Sowohl die Figuren der Familie als auch

die des Wächters sind namenlos und stehen als Paradigma für Bürger und Staat, Knecht und Herrscher. Dieses Gefängnis ist ein Ort fehlender Verwaltung und einer Autorität, die allein durch den Gefängniswärter repräsentiert wird. Ungeklärt ist hier, was wirklich geschah. Die großen Schatten, die die Familienmitglieder an die Wand hinter sich werfen, könnten ein Symbol uneinsehbarer und gewaltiger staatlicher Macht sein, die

hinter den Kulissen an den Strippen oder eher, Netzen zieht. Oder sind es nur die eigenen dunklen Schatten, die unbewussten destruktiven Kräfte des eigenen Selbst, die das eigene Ich einkern? Hier erinnert das Stück in seiner parabelhaften und unheimlich-absurden Erzählstruktur durchaus an Werke Kafkas wie „Die Verwandlung“ oder vor allem „Der Prozess“.

Am Ende passiert das, was auf

den ersten Blick zwar paradox, in der Logik eines repressiven und autokratischen Systems, und als solches ein miniature steht dieses Gefängnis natürlich, durchaus oft passiert: die Gepeinigten geht den unheilvollen Bund fürs, wenn auch nicht mehr lange, Leben mit dem Peiniger ein. Die Tochter heiratet den Wärter, der, als sie 18 geworden ist, das finale Urteil an ihr vollstreckt. Es gibt eben keine Versöhnung mit Diktatoren. *dl*

Der Feind ist überall

Das Stück "Aufzeichnungen des Rote-Armee-Offiziers" der Theater COMMEDIA aus Poprad (Slowakei) ist ein virtuos gespieltes Abbild stalinistischer Denkmuster

Wer glaubt, dass Stalinismus ein Thema von gestern ist, wird mit diesem Stück eines Besseren belehrt.

Geschrei im Dunkeln. Das Licht geht an und ein Soldat mit Waffe blickt entschuldigend ins Publikum. So beginnt die Polit-Satire um den Soldaten Michal Subov, einem sowjetischen Offizier der "unbesiegbaren Roten Armee", der in der litauisch-weißrussischen Gegend um Vilnius stationiert ist.

Wir begleiten Subov und erleben aus seiner Perspektive den Einfluss der Sowjetunion im besetzten Polen zwischen 1939 - 1945 mit, vom Hitler-Stalin-Pakt bis zum Ende des 2. Weltkriegs. Dabei ist seine Welt glasklar in schwarz und weiß eingeteilt.

Das Stück ist vor allem eine One-Man-Show des Hauptdarstellers. Als "homo sovieticus" mimt er den nicht sehr hellen, aber systemergebenen Soldaten, der das Publikum als Ansprechpartner nutzt, um seine Ansichten tagebuchartig zu formulieren. Dabei verhält er sich die ganze Zeit wie ein unreifes Kind. Voller Enthusias-

mus, schnell begeisterungsfähig und fröhlich sieht er doch in allem den Feind: Brothändler und Uhrenverkäufer, Tee-Service oder Badewanne - alles steht im



Dienst des Kapitalismus oder Imperialismus. Sogar im Publikum wittert er den Klassenfeind.

Virtuos gespielt, ein erstaunlich gutes Timing und immer wieder neue Situationen machen das

Stück äußerst kurzweilig - selbst für die, die gar kein Slowakisch sprechen. Fast ohne Pause gibt es Lacher, während der "Held" sich gegen diverse

Annehmlichkeiten zur Wehr setzen muss und selbst mit der Thermoskanne seines vorge-setzten Majors nicht viel anfangen kann. Sein einziger Luxus ist der Alkohol. Die Flaschen werden schnell gelehrt und die

Gewaltbereitschaft wächst. Schließlich hängt nicht nur das Konterfei von Stalin an der Wand sondern auch ein Bild von Hitler.

Gegen Ende muss unser Protagonist untertauchen, zieht die Uniform aus und kehrt zu seiner Mutter zurück (Stalin und Hitler sicher verwahrt im Reisekoffer). Er wird von der alten Frau gewaschen und versorgt und erinnert immer stärker an ein unselbstständiges Baby, das er eigentlich auch schon in Uniform war. Doch selbst die Mutter ist verdächtig. Als er sich schließlich wieder seinem Idealismus hingeben kann und eine brandneue Uniform anzieht, erscheint er wie verwandelt. Jetzt lacht das Publikum nicht mehr, als er mit dem Gewehr auf die Mutter losgeht, weil sie ein Radio versteckt. Aus dem grimassierenden Simpel vom Anfang ist ein Brutalo geworden, der niemanden mehr schonen wird.

Es gab in der Kulturwerkstatt zu Recht Standing Ovationen für das Stück. Ob Putin applaudiert hätte, würde ich allerdings stark bezweifeln. *db*

Veranstalter:

theater der jugend
Heimatbühne Paderborn e.V.



Heimatbühne Paderborn

Gefördert:

- durch die Stadt Paderborn
- über den Bund Deutscher Amateurtheater aus Mitteln des Auswärtigen Amtes
- durch das Ministerium für Familie, Kinder, Jugend, Kultur und Sport des Landes Nordrhein-Westfalen



Kooperationspartner:

Bund Deutscher Amateurtheater e.V.
Amateurtheaterverband Nordrhein-Westfalen e.V.



Redaktion

David Bredel
David Lode
Kathrin Rahe
Layout:
Thomas Wölfer
Fotos:
Frank Weymann